

Liebe Gemeinde, liebe Gäste in St Anna,

sind Sie eigentlich zufrieden mit Ihrem Liebesleben? Oder, in Anbetracht unseres Durchschnittsalters vielleicht die angemessenere Formulierung der Frage: denken Sie da gerne dran zurück? Oder, weil heute vielleicht auch einige Konfirmanden und Konfirmandinnen hier sind: freut ihr euch drauf?

Keine Sorge, es muss sich jetzt niemand melden. Als ich mich auf den Gottesdienst vorbereitet und dazu den Predigttext gelesen habe, war ich ähnlich überrascht wie Sie wohl jetzt. Denn da sind uns heute ein paar Zeilen aus einem Brief aus dem Neuen Testament mitgegeben, mit denen ich an einem Erntedanksonntag nicht gerechnet hätte. Die führen uns zurück in das Ende des ersten Jahrhunderts, hinein in eine Gemeinde, in der die Menschen auf ihre Weise versuchten, dem Göttlichen nahe zu kommen. Gott, das war für sie Geist, und nichts sollte ihren Geist auf seinem Weg zum Göttlichen behindern.

Nichts, das meinte im Besonderen: vor allem nicht der menschliche Körper mit seinen störenden Bedürfnissen. Den galt es zu disziplinieren und zu beherrschen – und das meinte Enthaltbarkeit auf allen Ebenen.

So gesehen passen die Worte, die ich gleich aus dem Timotheusbrief lesen will, ganz gut auch in unsere Gegenwart. Denn mit dem eigenen Körper tun sich auch im Jahr 2024 nicht wenige schwer. So wie er ist, das vermitteln die sportlichen, durchtrainierten Körper, die uns tagtäglich in so vielen Bildern begegnen, so passt er erst einmal nicht. Zu dick, zu wenig Muskeln, zu träge, zu ungesund.

Es gilt, ihn auf Vordermann zu bringen. Ich für meinen Teil quäle mich alle paar Tage auf meiner Joggingrunde, obwohl ich eigentlich überhaupt nicht gerne laufe, andere bevölkern Fitnessstudios oder gehen walken, wieder andere essen nur nach genau festgesetzten Regeln und Diätplänen.

Zu wenig Sport zu machen oder zu viel oder das Falsche zu essen – das sind die fast die letzten kritisch beäugten Sünden in einer Zeit, in der viele Menschen mit Gott und Religion nicht mehr viel anfangen können.

Vor dem Hintergrund spricht auch in unsere Zeit, was dem Timotheus in dem an ihn adressierten Brief mitgegeben wird. Ich lese aus dem 4. Kapitel, die Verse 4 und 5:

„Alles, was Gott geschaffen hat, ist gut, und nichts ist verwerflich, was mit Dank-sagung empfangen wird; denn es wird geheiligt durch das Wort Gottes und Gebet.“

„Alles, was Gott geschaffen hat, ist gut.“ Alles, und eben auch unser Körper mit seinen Bedürfnissen. Und deswegen gilt, was Martin Luther in seiner typischen Direktheit so ausgedrückt hat: „Wenn Gott gute, große Hechte und guten Rheinwein erschaffen darf, dann darf ich sie wohl auch essen und trinken.“ Und es gibt keinen guten Grund, sich andere körperliche Bedürfnisse abzutrainieren. Auch

unsere Sexualität ist eine wunderbare Gabe Gottes, Schöpfer und Mutter allen Lebens.

Für die dürfen wir dankbar sein. Und damit sind wir jetzt ganz nahe bei dem, worum es heute geht: dem Erntedank. Der Altar ist reich geschmückt, mit dem, was die Erde hervorbringt, was gerade von den Feldern geerntet wird. Unser Mesner, der Herr Kraus, hat sich darum gekümmert, und ich nehme an, dass er dazu gestern drüben auf dem Stadtmarkt war. Zu Zeiten meiner Kindheit war es auf dem Dorf, in dem ich groß geworden bin, noch so, dass Obst und Früchte von den Feldern um und den Gärten im Dorf in die Kirche gebracht worden sind.

Ob das in diesem Jahr auch so war, weiß ich nicht. Wenn ich an Bauern im Jahr 2024 denke, dann fallen mir vor allem die Bauernproteste zum Jahresanfang ein. Sie erinnern sich? Da sollte eine Regelung gestrichen werden, mit der den Bauern die Steuer auf den Diesel für ihre Traktoren erlassen worden war. Und offenkundig war das der eine Tropfen gewesen, der das Fass zum überlaufen gebracht hatte. Ehrlicherweise habe ich die Demonstrationen, die Traktorkonvois und die Blockaden der Autobahnen nicht so ganz verstanden, aber ich habe gelernt: Bauer zu sein, das macht anscheinend nicht so viel Spaß gerade. Da war viel Zorn, Wut über zu viel Bürokratie, Frust über zu wenig gesellschaftliche Anerkennung, das Gefühl, den Bauern und ihren Problemen würden viel zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet.

Ob die Bauern in Dittenheim heute dankbar diesen Tag feiern? Ich weiß es nicht.

Und wir? Wie sieht es aus mit unserer Dankbarkeit, wenn wir prall gefüllte Taschen mit Lebensmitteln aus dem Supermarkt oder vom Stadtmarkt tragen? Das eine hat ja viel mit dem anderen zu tun. Denn mit dem Dank schenke ich den Dingen einen Wert, und das kann dann als Wertschätzung ankommen bei denen, die dafür auf den Äckern gepflügt und gesät haben, gedüngt und geerntet.

Aber wenn Dinge überall und immer verfügbar sind, dann verlieren sie in unserer Wahrnehmung leicht an Wert.

Dass es nicht selbstverständlich ist, satt zu werden, davon erzählt das Evangelium des heutigen Sonntags. 4000 Menschen, und nur fünf Brote und zwei Fische. Und die Verheißung aus dem alten Testament, dass Gott sein Volk in ein Land führen würde, in dem alle satt würden, Milch und Honig flößen, die handelt davon. Beides Texte aus einer Zeit, in der es Menschen als notwendig erachtet haben, um Nahrung zu beten. Aber wenn wir heute beten: „unser tägliches Brot gibt uns heute“ - dann tun wir das, so meine ich, doch vor allem deswegen, weil das halt mal so drin steht im Vater unser. Täusche ich mich? Die Vorstellung, es könne eine Situation eintreten, in der wir ums Sattwerden Sorge haben müssten, die wirkt ganz unreal. Wir sind ja froh um jedes Kilo weniger, das die Waage anzeigt.

Nach den Zahlen der Welternährungsorganisation der UNO sind auch heute noch über 700 Millionen Menschen unterernährt, Fast einer von 10. Nein, auch heute ist es weltweit überhaupt nicht selbstverständlich, dass sich auf dem Teller immer

genug zu essen findet, um davon satt zu werden. Die nächste Hungerkatastrophe in Afrika kündigt sich gerade an. Diesmal im Süden des Landes. Der Präsident Botswanas hat im Kampf gegen den Hunger Elefanten zum Abschuss freigegeben.

Wir leben in einer Zeit, in der uns ganz ungemütlich bewusst wird: vieles von dem, was wir für selbstverständlich halten, ist es nicht. Die wenigstens von uns erinnern sich noch an einen Krieg. In Israel jährt sich morgen zum ersten Mal der furchtbare Anschlag der Hamas, seitdem ist die Region in einer Spirale der Gewalt und der Zerstörung gefangen, die uns entsetzt erkennen lässt: es kann immer noch gnadenloser, immer noch grausamer werden. Das Töten findet kein Ende.

Das Töten findet kein Ende, auch nicht in der Ukraine, und nicht an so vielen anderen Krisenorten, die nicht zur Ruhe kommen.

Bei uns herrscht Frieden – noch. Das ist nicht selbstverständlich. Lasst uns das immer wieder Grund und Anlass sein für ein „Dank sei dir, Gott.“ Denn der Dank schenkt dem Frieden einen Wert, den wir leicht zu gering bemessen. Und er setzt uns neu in Beziehung mit dem, dessen Geist uns mit neuem Kraft und neuer Zuversicht ausrüsten kann, auf dass wir, mehr als in der Vergangenheit, zu Menschen werden, die den Frieden tun.

Gerade auch in unserer Gesellschaft. Vor wenigen Tagen hat die Stadt Augsburg zur langen Nacht der Demokratie nach Oberhausen eingeladen. Angesichts des Auseinanderdriftens unserer Gesellschaft lautete die Frage, die dem Abend das Thema vorgab: „Was hält unsere Gesellschaft zusammen?“ Eine Vielzahl von Initiativen hat da versucht, aus ihrer Perspektive Antworten beizutragen. Als Kirche waren wir da nur in einer homöopathischen Dosis präsent – ich denke, da darf unsere Stimme künftig nicht fehlen. Denn wer, wenn nicht wir, könnte mit dem dankbaren Herzen, das aus dem Glauben erwächst, Worte der Hoffnung beisteuern?

Nichts ist selbstverständlich, auch nicht der Friede. Alles ist Geschenk. Und der, der alles schenkt, der ist treu. Das ist unsere Zuversicht!

Nichts ist selbstverständlich. Alles kann Grund zum Dank sein. Dazu ein letzter Gedanke: wir sind heute viele. Eine große Gemeinde, die miteinander Gottesdienst feiert. Miteinander sind wir geladen an den Tisch des Herrn. Die Sängerinnen und Sänger des Projektchors haben an den vergangenen zwei Tagen intensive Gemeinschaft erlebt, nach dem Gottesdienst besteht nachher noch beim Kirchenkaffee die Gelegenheit zum Gespräch und zur Begegnung.

Das ist wunderbar, und es ist nicht selbstverständlich. Da ist viel Einsamkeit in unserer Stadt. Einsamkeit in den Häusern, in denen es still geworden ist, weil der Tod den Partner, die Partnerin geraubt hat. Einsamkeit in den Zimmern, in die die sich flüchten, die Angst davor haben, in die Schule zu gehen. Oder in ein neues Setting auf der Arbeit oder an der Uni. Die Einsamkeit so vieler verunsicherter Seelen.

Sie, wir, feiern heute Erntedank. Wir können das. Miteinander. Gott sei Dank.

Und Dank sei ihm für unser Brot. Und für den Frieden, der uns geschenkt ist.
Und für so vieles mehr, das unser Leben reich macht und bunt.

Wir sagen ihm Dank. Und wir bitten: er schenke uns die Gnade, die aus dem
Dank ein tun werden lässt.

Die Bauern tun das Ihre normalerweise auf den Feldern und Äckern, in den Stäl-
len und auf den Weiden. Und wir?

Herr, du stellst unsere Füße auf weiten Raum.

Öffne du unsere Augen, dass wir sehen.

Öffne unsere Herzen, dass wir uns anrühren lassen.

Fülle sie mit deinem Geist, der uns ermutigt.

Schenke uns einen langem Atem und stärke unsere Hände.

Lenke du unsere Schritte,

dass sie uns auf Wege führen, die dem Leben dienen.

Amen.